

und früher nannten wir Priester ja auch gewöhnlich Geistliche – für die ihm anvertrauten Menschen der Heilige Geist Gottes transparent wird.

Der Priester steht an jener Stelle, an der die Liebe Gottes in besonderer Weise in das menschliche Koordinatensystem einbricht. Er steht in besonders intensiver Aus- und Hinrichtung auf Gott, in einem personal besonders intensiven Bezug zum Stifter und Haupt der Kirche, zu Christus. Wenn der Priester das hl. Meßopfer feiert, steht er gewissermaßen mit einem Fuß in einem anderen Sein. Wenn unter seinen Händen Leib und Blut des Herrn gegenwärtig werden, so ist er selber in diesem Moment die personale Repräsentation des göttlichen Willens.

Sollte die Kirche dieses vornehmste und höchste, ja heilsvermittelnde Tun nicht jenem Menschen vorbehalten, der sich gänzlich in den »vertikalen« Bezug hineinstellt (ohne damit die »horizontale« Achse zu verlassen), jenem Menschen, dessen Liebe (als bindende oder gebundene Liebe, also nicht als *caritas/agape*) zuallererst auf Christus hingeordnet ist, was ja nicht hindert, daß er ein intensiv Liebender im Sinne von Nächstenliebe, Freundschaft und Fürsorge bleibt oder wird. Im Gegenteil gebiert ja doch gerade die liebende Ganzhingabe an den Herrn wohl erst jene Liebesfähigkeit, die dem Seelsorger die Kraft gibt, seiner besonderen Sendung und Berufung gerecht zu werden, als Vorsteher der Gemeinde, als Lehrender und Beherrschender, schließlich – in geradezu übermenschlicher Auszeichnung – als Vermittler sakramentaler Heilsgaben.

Wenn der Priester nun in besonderer Weise persönliche Gemeinschaft mit Christus hat, so unterwirft dieser Vorzug ihn zugleich einem »strengeren« Maßstab, will sagen, der liebende, barmherzige, ebenso wie der richtende, ge-

rechte Herr wendet sich ihm in besonderem Maße zu. Die Gnade, die dem Priester in der Weihe geschenkt wird, hilft ihm, diesen Vorzug und diese Last, herausgerufen zu sein aus den Vielen, auszuhalten. Und wiederum ist es Gnade, die ihm Kraft gibt, in solch besonderer Weise Repräsentant des Herrn zu sein.

Mag das skizzierte Priesterbild – gerade auf dem Hintergrund gegenwärtiger Diskussionen – auch ideale Züge aufweisen, so sollten wir doch um der »heiligen Zeichen« willen, mit denen der Priester als besonderer Repräsentant Christi umzugehen beauftragt ist, daran festhalten. Natürlich entspricht dieses Bild auch kaum mehr dem Selbstverständnis vieler Priester, das (nicht zuletzt) unter den Attacken auf den Zölibat sehr gelitten hat. Wenn so mancher Priester heute auf gar keinen Fall mehr als »Hochwürden« angeredet werden möchte, so spricht daraus nicht in erster Linie begrüßenswerte Demut, vielmehr bezeugt diese »Bescheidenheit« leider, daß viele Priester kein Verständnis mehr für die besondere Würde ihres Weihstandes haben. Eher empfinden sie die sakramentale Herausgehobenheit ihrer Stellung als für heutiges Zeitgefühl nicht mehr vermittelbares Skandalon.

Die Diskussionen um den priesterlichen Zölibat signalisieren einen spürbaren Verfall des (noch) weithin akzeptierten und lehramtlich gültigen Priesterbildes. Dieser Verfall dürfte langfristig aber wohl auch den Glauben an das Heilsinstitut der Kirche im allgemeinen und die Heilskraft der Sakramente im besonderen in Mitleidenschaft ziehen. Was der zölibatäre Priester trägt, ist nach einem Wort Karl Rahners eine »heilige Last«. Man darf folgern: Die Abschaffung (oder Freistellung) des Zölibats würde mit der Beseitigung dieser Last zugleich etwas Heiliges beseitigen.

Burkhard Haneke

LUST AUF LÄRM. Zur Lebensfreude heutiger Feste und Feiern. – »Ich hasse eure Feste, ich verabscheue sie und kann eure Feiern nicht riechen.« Mit dieser biblischen Klage (Amos 5,21) ließe sich die Stimmung einer wachsenden Anzahl von Menschen auf den

Punkt bringen, denen friedliche Abende und ruhige Nächte durch den Radau feiernder Nachbarn vermiest werden.

In der Tat, die Bereitschaft, bei Partys, Feiern und anderen kollektiven Vergnügungen, insbesondere bei Garten-, Sommer- und Stra-

benfesten auf Unbeteiligte Rücksicht zu nehmen, schwindet. »Fröhliche« Leute zelebrieren »Lebensfreude«, mit oder ohne Musikanlage, aber durchgehend und hemmungslos bis weit nach Mitternacht. Lautsein ist »in«, wer sich gestört fühlt, ist »out«. Und alles, was »out« ist, zählt nicht. Zudem scheint sich die Ansicht eingebürgert zu haben, ein-, zweimal pro Jahr(eszeit) dürfe man »voll auf den Putz hauen«. Letzte Skrupel (sofern vorhanden) beseitigt man durch verständnisheischende Vorabentschuldigungen: An dem und dem Abend könne es »etwas« lauter werden. Wie zartfühlend! Als würde der Lärm dadurch leiser.

Die Leidtragenden selbst halten durchweg still. Einigen macht der Spektakel (angeblich) nichts aus. Andere sind zwar verärgert, müßten sich aber, falls sie den Mund aufütäten, an ihre eigenen Unverschämtheiten erinnern lassen. Der Rest, obwohl mit Wut im Bauch, will sich's mit den Nachbarn nicht verderben oder ist zum Widerspruch schlicht zu feig. So protestiert, wenn überhaupt, meist nur einer. Das freilich wird ihm bitter übergenommen. Auf unabsehbare Zeit hängt ihm das Stigma des Spielverderbers und Querulanten an. Was er sich wohl einbilde. Was er eigentlich wolle, niemand sonst beschwere sich, folglich könne es doch so schlimm gar nicht sein. Und selbst wenn es ein wenig lauter zuinge, lasse man sich noch lange keine Vorschriften machen, denn ein-, zweimal pro Jahr ... Derart oder ähnlich werden die Dinge auf den Kopf gestellt. Nicht wer stört, stört, sondern wen das Stören stört, der stört. Es ist die altbekannte Masche: Das Opfer wird zum Täter und der Täter zum Opfer erklärt.

Noch leichter fallen Abfertigung und Stigmatisierung des Protestierenden, wenn die Lärmbelästigung zum Beispiel von Straßenfesten ausgeht. Man beruft sich ganz einfach auf die Mehrheit. Sie ist das Alibi schlechthin, die Überinstanz. Was sie will und tut, ist sakrosankt; sie verleiht ihm den Anschein des moralisch wie juristisch Rechtmäßigen. Wer sich gegen die Mehrheit, genauer: gegen die, die sich dafür halten, stellt, ist im Unrecht. Von vornherein. — Solche Pseudolegitimation durch Berufung auf die Mehrheit ist, verdeckt, übrigens auch im ersten Fall vorhanden: Der

eine Protestierende wird sowohl gegen die eigene als auch gegen die schweigende Mehrheit der anderen Nachbarn ausgespielt.

So weit die Beschreibung des Phänomens. Doch was steckt dahinter? — Die Ursachen, Gründe und Hintergründe bilden ein kompliziertes Geflecht aus vielen voneinander abhängigen und unabhängigen Faktoren, dessen genaue Untersuchung Aufgabe einer eigenen Studie wäre. Das Wesentliche jedoch läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Feste und Feiern als solche haben den Charakter des Besonderen, Außergewöhnlichen, des Nichtalltäglichen. Die heute herrschende Inflation an Festen und Feiern beraubt sie dieses Charakters. Feiern wird zum Alltag, dann zur Gewohnheit, schließlich zum Gewöhnlichen. Dort aber regieren Frechheit, Lärm und Zügellosigkeit.
2. Ihrem Sinn nach sind Feste und Feiern Ausdruck von Freude und Dankbarkeit. Mangelt es daran, dann mangelt es auch an der Fähigkeit, im Feiern das rechte Maß zu finden und zu wahren.

Daß es der heutigen Zeit an Freude und Dank gebricht, sich statt dessen Freudlosigkeit und Undank ausbreiten, ist eines ihrer Kennzeichen. »Danke« ist eines der abgedroschensten, »Freude« eines der ungebräuchlichsten Wörter (statt um Freude geht es heute bloß noch um Spaß). Freude und Dank setzen nicht nur ein Geschenk voraus, sondern auch die Bereitschaft, sich überhaupt beschenken zu lassen. Das aber paßt nicht ins Leben des mündigen, emanzipierten, selbstbestimmten und sich selbst verwirklichenden Menschen. Sich beschenken lassen — das käme einer Erniedrigung gleich, das wäre Fremdbestimmung, ein Anschlag auf das autonome Subjekt! Der moderne Mensch hängt von niemandes Gunst ab. Er ist sein eigener Herr(gott). Hinzu kommt, daß in einer Überflußgesellschaft nichts überflüssiger ist als Freude und Dankbarkeit. Denn im Überfluß hält man alles für selbstverständlich, das Selbstverständliche jedoch gibt weder Anlaß zur Freude noch zum Dank.

3. Das durch den Ausfall von Freude und Dankbarkeit entstandene Sinnvakuum bei Festen und Feiern versucht man mit dem abso-

lutesetzten Ich auszufüllen. Hinter allen Gründen und Anlässen zum Feiern verbirgt sich dieses Ich. Man feiert sich selbst. Eine so extrem ichzentrierte Kultur wie die gegenwärtige, in der der einzelne alles Erreichte letzten Endes sich selbst verdankt und Maß und Ziel seiner selbst ist, kann in ihren Festen und Feiern gar nichts anderes als sich selbst und damit das zum Nabel der Welt erhobene Ego feiern. Dem widerspricht nicht, daß es in irgendwelchen Nischen noch anders zugeht. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Kreisen nun die Feiernden um sich selbst, dann lautet die Maxime: Voll auf seine Kosten kommen! Auf wessen Kosten man auf seine Kosten kommt, spielt dabei keine Rolle. Wir haben Lust auf Lachen, also lachen wir. Lust auf Singen, also singen wir. Lust auf Tanzen, also tanzen wir. Lust auf Trinken, also trinken wir. Lust auf Grillen, also grillen wir. Lust auf Grölen, also grölen wir. Lust auf Huren, also huren wir. Lust auf Lärmen, also lärmen wir. Lust auf Schikane, also schikanieren wir. Lust auf Randalen, also randalieren wir. Worauf immer wir Lust haben, das laßt uns tun, denn morgen sind wir tot.

4. Der Hang zur Maßlosigkeit im Feiern spiegelt, wie aus dem bisher Gesagten erkennbar, die Maßlosigkeit einer Ich-will-alles-Kultur wider. Kultur des verabsolutierten Ich ist notwendig Kultur der Maßlosigkeit – Kultur der Lebensgier, des Sichauslebens, der Ausbeutung von Mit-, Um- und Nachwelt. Weil sich der Mensch niemals selbst genügt, wird er, sobald er sein eigenes Maß zu sein sich anmaßt, maß-los. In jeder Beziehung.

5. Der maßlose Mensch, der Mensch ohne Maß, ist unglücklich. Sein Unglück schreit er auch im Lärm seiner Feste und Feiern heraus

und versucht, es in ihm zu ersticken. Mit Lärm überspielt er seine Haltlosigkeit, seinen Schmerz und die quälende Gewißheit, daß er den Bogen überspannt. Er lärmt, um nicht zur Besinnung kommen zu müssen. Das organisierte Ausrasten heutiger Feste und Feiern ist gleichermaßen Verdrängungsritual, Ausdrucksmittel und Selbstbetäubung. In der Ausgelassenheit scheinbar Vitalität versprühender, vor Selbstbewußtsein strotzender Zeitgenossen artikuliert sich mehr Lebensangst als Lebensfreude, mehr Verzweiflung als Hoffnung, mehr Leere als Sinn.

Derjenige, den die netten Leute von nebenan um den Schlaf bringen, pfeift natürlich auf Phänomenbeschreibung und Ursachenforschung. Er will seine Ruhe, hier und jetzt. Was kann er tun? Weghören? Geht nicht. Protestieren? Möglich, aber ohne Erfolgsgarantie (siehe oben). Die Polizei einschalten? Auch möglich; wirkt meistens. Doch, wie ist es beim nächsten Mal, wie beim übernächsten Mal? Und wie, wenn nacheinander auch die andern Nachbarn Feiern mit Sichgehenlassen verwechseln? Soll man sich ständig beschweren oder alle anzeigen? Abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten, nutzt sich beides schnell ab. Blicke noch, als ultima ratio, die Privatklage. Hat sie Erfolg, dürfte für längere Zeit (zumindest akustisch) Ruhe herrschen. Aber auch sie wird dort zur stumpfen Waffe, wo sich Unsitte als Sitte etabliert.

So gilt auch hier: Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Vor allem, wenn es deren viele sind. Das heißt aber keineswegs, Rücksichtslosigkeiten stillschweigend hinzunehmen. Nur darf Unrecht nicht mit Unrecht vergolten werden. *Gottfried Paschke*